

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

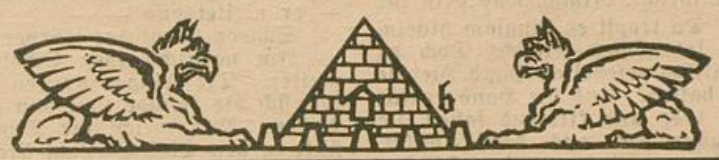
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

1.4.1934 (No. 13)

Die
Pyramide
 Wochenschrift
 zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 13



1. April 1934



Sermann Burtes erster Gedanke und Titel zu seinem Drama
 Krist vor Gericht

e
 dieser
 gewor-
 d des
 Vogel-
 frühe
 nen sie
 te am
 Holz,
 en ge-
 rechers
 te ihr
 oft ge-
 hinger
 Stunde
 kleine
 Nächte
 Wiesen
 Schloß
 Maara
 g, bin
 Denker
 njerem
 Hände
 als die
 Stimme
 neues
 fen an
 Rollen
 sie in
 precht
 er kam
 raden,
 äulein
 Land
 Mir
 Bezug
 Milde
 t keine
 hangen,
 is der
 öffnete,
 lt, troh
 Redar
 h und
 im Kö-
 sbrun-
 Meute.
 llen ge-
 gehoben
 Güte.
 ündlich
 an ihre
 sie noch
 m Zug
 grünen
 einwind,
 Und
 Pfalz-
 luprecht
 g lang
 n Wen-
 Reiter-
 dhaum
 Was sie
 are in
 ing des
 und troh
 t aller-
 ide und
 nd mir
 Dann
 ter die
 in das
 riebene
 gefitten.
 e sie in
 nell zu
 rissmas

Ruth Jäger / Judas

Es wird Nacht über der Stadt. Aus allen Winkeln kriecht schwere, schwarze Dunkelheit, aus allen Höhen senkt sie sich bleiern hernieder und steigt aus den Tiefen lautlos empor. Einsam liegen die engen, hohen Gassen. In starrem Grauen ragen die toten Mauern steil in die Nacht. Auf Golgatha stehen drei Kreuze. Da kommt in wildem, irrem Lauf ein Mann aus dem Schatten der Häuser. Die Steine schlagen an seine nackten Füße, daß das Blut herausspringt. Wie tausend schwarze Augen stieren die dunkeln Flecke aus dem fahlen Staub des Weges ihm nach.

Judas! ruft eine Stimme.

Er sieht in maßlosem Grauen zurück. Da fällt sein Blick auf die staubgraue Erde, auf das versickernde Raß der sterbenden Augen. Herr! — Herr! schreit er laut.

Es wächst ein Kreuz aus der Nacht, ein armer Leib hängt zuckend in Qual. Aber die Augen leuchten in Güte. Da sinkt er zu Boden.

Judas! ruft eine Stimme.

Knöcherne Finger krallen sich hart um den Arm. Das Kreuz versinkt. Nur die Stimme spricht: Nimm, was dein ist!

Willenlos hebt er die Hand. Da tropft es langsam hinein, wie siedendes Blei auf armes, lebendiges Fleisch. Doch es gefriert in der Todeskälte der hilflos gefesselten Hand, die die knöchernen Finger emporgezerrt halten. Und die Hand ersticht in dem Geld. Da reißt er sich los, und klirrend fallen die Stücke zu Boden. Gesichter tauchen auf aus dem Dunkel. Hohn und Verachtung grinsen ihn an. Und aus den Händen strömt eisige Abwehr.

Das Gewand ist zerrissen. Wirr hängt das Haar im zerfetzten Gesicht. In irrer Qual sind die Hände gekrampft. Aber das Silber scheint bleich durch die Nacht, wie Sterne, in Nebelschleiern verhüllt. Gepeinigt windet er sich, daß die spitzen Steine wie Rattern in seine mehrlosen Knie beißen. Ich habe unschuldig Blut verraten! schreit er laut durch die Nacht.

Und am Boden schleicht es wie Stöhnen. Aus dem Dunkel wendet sich langsam ein Kopf nach ihm um. Kalt und fremd trifft ihn aus engen Lidern ein Blick. Herr! schreit er laut, ich habe unschuldig Blut verraten! Die Augen wenden sich ab.

Es ist nichts um ihn her als die Stille der Nacht. Da greift eine knöcherne Faust nach ihm hin, ein Schlag trifft den kauernenden Leib, — er springt auf — er läuft — er läuft, keuchend, geheht — immer weiter ins Dunkel —. Und hinter ihm her jagt der Tod.

Schweigend und schwarz ragt der Wald. Wie Arme greifen die schweren Äste in stummer Erwartung weit in die Luft. Grauen martert das Land das bestellt ist zum Nichtplatz.

Judas! ruft eine Stimme. —

Seine Hände umkrampfen den bebenden Ast. Sein Blick sucht im Dunkel. Da türmen sich berghoch Jahrhunderte auf und es gellt in tausendfältigem Echo aus Höhen und Tiefen: Judas, Verräter des Herrn!

Die Hände suchen in irrer Hast. Entsetzen weitet die todmüden Augen. Die knöchernen Finger zerren ihn vorwärts — er gleitet aus —

Schwer hängt der Körper am ächzenden Ast.

Im nachtschwarzen Schatten steht groß der stumme Begleiter. Die Finger greifen ins lichtlose Dunkel — — Da löst sich die fremde Last von dem Baum und schlägt müde zu Boden. Nun weicht die Dunkelheit lautlos zurück und versinkt in den Tiefen. Licht strahlt in flutender Fülle zur Erde aus göttlichem Blick.

Judas! ruft eine Stimme.

Steil steht ein Kreuz in dem strahlenden Licht. Ein armer Leib hängt zuckend in Qual. Aber die Augen leuchten in Güte — —

Wie Tau tropfen Jahre vom hohen Gewölbe des Alls auf die weichen, erbarmenden Hände des Schweigens. Wie Tau tropfen Jahre vom hohen Gewölbe des Alls in die unendliche Güte.

Otto Ernst Gutter / Jeremias Gmelin

Ein Pfarrherr von edler Tapferkeit

Das siebzehnte Jahrhundert läßt die Kette von Krieg, Pestilenz, Hungersnot und sinnlosem Menschenleid aller Art nicht abreißen. Vor allem die Landschaften am Rhein werden Heimsuchungen ausgeht, deren teuflische Qualen an die Tafeln des Matthias Grünewald erinnern. Wilhelmus Gmelinus, der Vater des Bübleins, das am 18. Januar 1613 zu Bebenhausen bei Tübingen geboren wird — es heißt Jeremias, als wolle sein Name symbolhaft anklingen —, bekommt die Drangsal des dreißigjährigen Krieges in unbarmherziger Robustheit zu fühlen, und der heranwachsende Sohn findet reichlich Gelegenheit, Seele und Körper gegen Unbill und Bedrohung jeglicher Gattung zu stählen.

Noch nicht ganz sechzehn Jahre alt beginnt Jeremias Gmelin zu studieren, in Tübingen an der Universität, die so manchen Theologen von überzeitlichem Ruf herangebildet hat. Im September 1629 erwirbt er die erste akademische Würde eines „baccalaureus“, um kurz danach zum erstenmal auf einer Kanzel zu stehen. Er predigt über ein Wort aus dem sechsten Kapitel des paulinischen Briefes an die Epheser. Mag sein, daß der jugendliche Gottesmann, eigenen Schicksals Wege vorausahnend, über jene herrlichen Verse spricht: „Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Zieh an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herrn der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Um des willen, so ergreift den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand tun und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget . . .“

Sein erstes pfarrliches Amt erhält Jeremias Gmelin nicht im Württembergischen, sondern im Baden-Durlachischen. Und gleich schon muß er Glauben und Lebensmut in höchstem Grade bewahren. Zwanzigjährig kommt der Schwabe nach Rothensfeld ins Murgtal, um bereits nach kurzer Zeit vor den Schrecken des Krieges mit Sacl und Pack nach Strahburg fliehen zu müssen, ein Bos, mit dem er noch oft während seiner Erdenpilgerschaft bekannt werden wird. Er beißt auf die Zähne und hält aus. Nun erwartet ihn in Wieslet bei Schopfheim im Wiesental eine neue Pfarrei. Aber welche Lücken lauern seiner Reise nach der oberen Markgrafschaft auf. In Dreisach wird der evangelische Geistliche einige Zeit gefangen gesetzt. Wieder auf freien Fuß gekommen, sieht er

sich von üblen Gesellen ausgeplündert, die unmenschlich mit ihm verfahren. Bettelarm und zerfunden landet Jeremias endlich in Basel, um von der Stadt am Rheinknie aus Wieslet zu erreichen. Der Frühling des Jahres 1635 steigt herauf, da er in sein Gemeinchen einzieht. Uebers Jahr heiratet der Dreißigjährigenkrieg. Die Erwählte, eine Pfarrerswitwe, teilt treu und brav das Glend, das ihrem Gatten bechieden ist.

Drei Jahre später beruft man Jeremias Gmelin nach Hallingen, wo er an die dreizehn Sommer und Winter amtet, vielfach auch in den benachbarten Festungen Klein- und Großhüningen und in kleineren Orten beiderseits des Rheins als Geistlicher amtet. Darüber verstummt endlich auch der Waffenlärm des dreißigjährigen Krieges. Gmelin wird Pfarrer in Auggen. Am Jeremiasstag 1651 hält er in dem Weinort zu Füßen des Blauen Einzug. Aber dem Pfarrer bietet sich ein trostloses Bild dar. Das Dorf ist entsehrlich zugerichtet. Viele Höfe liegen in der Asche. Um Kirche und Pfarrhof sieht es nicht besser aus. Fürwahr, Jeremias Gmelin braucht gar sehr den „Harnisch Gottes“. Er muß die Seelen der Niedergebrochenen aufrichten — er wird aber auch zum tatfrohen Leiter des Wiederaufbaues von Häusern, Schule und Gotteshaus. Er erlebt mit der ganzen Kraft seiner männlichen gläubigen Seele die Zeit, in die er hineingestellt ist. In den verschiedenen pfarramtlichen und persönlichen Tagebüchern notiert der Unermüdlige Freud und Leid — sie sind gar sehr zugunsten der dunkeln Mächte verteilt — in der Gemeinde, in den Familien der Pfarrkinder und in dem eigenen Hausstand.

Weit über seinen Sitz Auggen hinaus betreut Jeremias Gmelin das kirchliche Leben am Oberrhein. Im Jahre 1672 wird er Dekan der Pfarreien der Saufenburgischen Herrschaft. Der liebe- und verständnisvolle Biograph, der — zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts — selbst auch Pfarrer zu Auggen, den Lebensweg des ruhmvollen Vorgängers aufzeichnet, G. Schlusser, kann feststellen, daß Gmelin als Special, eben als Dekan, von 1672 bis 1689 zehn junge Kollegen ordiniert und sechsunddreißig Pfarrer bei ihren Gemeinden eingeführt hat. Im Kreis seines Ehestandes besteht der Tapfere manche harte Prüfung. Die erste Gattin schenkt elf, die zweite, die der Witwer heimführt, zwölf Kindern das Leben. Eine rechte Pfarrerrwelt wufelt um Jeremias Gmelin. Doch sterben mehrere der kleinen Weltenbürger schon in frühen Jahren. Die Ueberlebenden teilen, bis sie selber den Kampf mit dem Dasein aufnehmen oder als Töchter achtbare

Männer heiraten, im elterlichen Hause alle Räte, die diesem zugemessen sind.

Denn fürwahr, der Pfarrer von Auggen lernt menschliche Kümmeris in allen Möglichkeiten einer scheinbar unerschöpflichen Vielheit von Qualen und Schicksalschlägen kennen. Immer wieder pfeift in der Nähe oder Ferne die Zuchtrute des Krieges über seinem Haupte. 1667 wird die Pest ins Dorf eingeschleppt. Das Unglück will sich nicht bannen lassen.

1675 und 1676 sind Jahre schlimmster Greuel kriegerischer Zeitläufte. Da muß Gmelin mit vielen Gemeindemitgliedern und den zitternden Kindern nach Basel entfliehen. Welches Bild der Trauer und Verwüstung empfängt die Wiederkehrenden. Aber auch 1677 bringt nur Drangsal, Einfälle der Franzosen wechseln mit Plünderungen kaiserlicher Truppen ab. Der hart bedrängte Jeremias Gmelin schreibt in seinen Aufzeichnungen, Feinde könnten kaum schlimmer haufen, als es die eigenen Soldaten täten. 1678 gibt dem Vorjahr nichts nach. Wieder muß der Pfarrer von Auggen für einige Wochen in Basel Schutz suchen. Der Zurückkommende findet die

Kirche verheert. Mit Holz müssen die Fenster verschalt werden. Gmelin kann den „Harnisch Gottes“ nicht eine Stunde ablegen. Auch die folgenden Jahre lärmt die Kriegsfurie unablässig am Rhein. Nicht annähernd lassen sich die einzelnen Leiden aufzählen, die Gmelin bereitet werden, die er meistert. Immer wieder muß er seine wenigen Habseligkeiten auf den Karren laden und mit den Seinen nach Basel „in exilio“ gehen, um dann in Auggen mit dem Aufbau des aufs neue zerstörten oder doch völlig ausgeraubten Dorfes zu beginnen. Sein unbeugsamer Gottesglaube und seine standhafteste Treue zum Beruf und zur Menschenendung der Nächstenliebe, die diesen Geistlichen auszeichnen, muten in tiefstem Sinne heldenhaft an.

Ein vielgeprüfter, aber auch ein wahrhaft erprobter Kämpfer im Zeichen des Kreuzes fährt mit dem fünfundsachtzigjährigen „hochwürdigen, großachtbaren und hochgelehrten“ Pfarrherrn Jeremias Gmelin am 5. März 1698 dahin. Leuchtend blank legt er den „Harnisch Gottes“ ab. In vielen auf ihn zurückgehenden Familien lebt sein heimat-treuer Sinn weiter durch die Jahrhunderte.

Otto Müßle / in versniter burg

so within winterwint allwil tut wueten, mag ich min herzenskint bi mir behueten.	im warmen kamerlin ihm sagen sigen, es bi der sterne schin ins bettlin bringen.	mag von dem rosenmunt, dem scoensten kosten, bis stille morgenstunt uns ahnt vom osten.
unde bin hochgewand versniter fluren, sucht unfer troumetstand vertraute spuren.	oft ruot unfer blick im blick des andern, ennochte nie zurued, zurued zur tiefe wandern.	

Toni Rothmund / Der Abenteurer / Novelle

I.

Einer reitet durch den Kamp.
Durch den Kamp, durch den Busch — durch den Brutto
Certao unter der glühenden Sonne Brasiliens.
Mager die ausgehörte Gestalt. Fieberverbrannt das
Gesicht. Darinnen aber stehen zwei Augen vom hellsten,
klarsten Blau — — Einer reitet durch den Kamp.

Verlorenes deutsches Blut auf fremder Erde —
Von Gonas kommt er her und Cuyaba ist sein Reiseziel.
Drei Wochen schon reitet er.

Manchmal trifft er nach tagelangem Reiten eine Fazenda.
Manchmal eine unübersehbare Herde und einen Rancho mit
ein paar verwilderten Hirten.

Dann wieder nichts. Tagelang — wochenlang — nichts.
Die Einsamkeit schluckt ihn in sich ein — die grenzenlose Ein-
samkeit, die man in Europa nicht kennt, in der man mit sich
selbst spricht — nur um eine Menschenstimme zu hören.

Sein Pferd heißt Hodo. Es ist sehr müde. Es hängt
seinen Kopf und hat Durst. Und muß doch weiter. Immer
weiter über den steinigten Boden, das hohe Gras — den
niedereren Busch —

Auf einem kleinen Hügel endlich steigt der Reiter ab,
klopft dem Pferd auf den Hals und schaut in den Abend
hinein. Weit dehnt sich das Land. Niedere Wälder grenzen
den Horizont ab. Gras biegt sich im Wind — und die Sonne
neigt sich zum Untergang. Weit und breit ist nichts zu er-
blicken von der Fazenda, die er heut' noch erreichen wollte —
er muß sich verirrt haben. Aber schön ist der Abend. Hier ist
viel Ewigkeit —

Wie er so dasteht, die Hand am Zügel — die andere
schützend über die Augen gelegt — in denen das scharfe Spähen
schon dem ruhigen Schauen gewichen ist — da scheint er das
Sinnbild des Abenteurers, des Eroberers und Träumers, und
sein Antlitz ist das ewige Gesicht des Deutschen —

„Wir müssen hier bleiben, Hodo. Wir können nicht mütter-
seelenallein in der Nacht durch den Kamp reiten.“

Hodo ist einverstanden. Sein Herr fesselt ihm die Füße,
damit er ihm nicht durchgeht.

„Es tut mir leid, Hodo. Aber ohne dich wäre ich ver-
loren.“

Hodo findet sich mit seinem Schicksal ab. Der Reiter teilt
mit ihm sein Abendbrot. Trockene Maiskörner. Hodo hat es
besser. Er kann noch grasen. Das hat sein Herr noch nicht
gelernt.

Rasch sinkt die Nacht. Der Reiter reinigt einen Platz von
Steinen, schneidet mit dem Buschmesser einen Arm voll von
dem hohen Gras und schichtet es aufeinander. Darüber legt
er seine verschwitzte Satteldecke. Das ist sein Bett. Dann

zündet er sich ein Feuer an, legt seine Waffen neben sich und
setzt sich nieder. Hodo weidet unweit von ihm. Manchmal
ruft sein Herr ihn. Dann wendet das Pferd ihm den Kopf
zu, als wolle es sagen: „Wir zwei allein — ganz allein im
weiten Certao —“

Oh du Galada — wenn das deine Mutter wüßt, das Herz
im Leib tät ihr zerspringen —

Die Sterne steigen auf. Es sind aber andere als daheim
in Deutschland. Und überhaupt — dort ist es jetzt Morgen —
und die Sonne geht auf — und die Vögel singen. Die Mutter
stößt den Laden auf und sagt: „Guten Morgen, Bert —“

Das tut sie immer. Geradeso wie er selbst jetzt sagt:
„Mutter, gute Nacht.“

Aber er kann nicht schlafen.
Er horcht auf den lautlosen Schritt des Panthers, die
buntgefleckte Onca, und weiß doch, daß sie lautlos schleicht wie
die Nacht.

Er lauscht dem Schwirren und Summen der Insekten, die
sich in Schwärmen in sein Feuer stürzen —

Er zündet sich eine Pfeife an. Gottlob — Tabak hat er
noch. Warum ist er nur hier — im großen Kamp?

Es ist schon sehr lange her, daß er dies Abenteurerleben
führt. Er ist fortgegangen, weil Deutschland kein Stück Brot,
kein Stück Land und keine Hoffnungen für ihn hatte. Und
weil die Monika nicht auf ihn warten wollte.

Sie ist nun längst verheiratet und hat zwei Kinderlein.
Und die Kinder wären sein und die Monika wäre sein, wenn sie
nur auf ihn gewartet hätte —

Er nimmt aus seiner Brusttasche einen kleinen silbernen
Fingerring, geformt wie eine Kette mit ineinandergreifenden
Gliedern, Freundschaftsringe nannte man sie und gab sie sich
als ein Zeichen der Treue.

Auch er hatte mit der Monika solche Ringe getauscht. Was
sie wohl mit dem ihren gemacht hatte? Jetzt könnte er ihr
einen goldenen kaufen. Auf der bloßen Haut, über dem
Herzen, trägt er ein Säckchen Goldstaub. Aber die Monika
hat schon längst einen andern Ring am Finger. Und der Ring, den
sie ihm gegeben hat, paßt auch nicht mehr an seine Hand. Zehn
Jahre Abenteurer, Buschläufer, Cowboy, Goldwäscher in Bra-
silien — da klebt so manches an einer Hand.

Er wirft den silbernen Ring in die Flammen. Dann
streckt er sich aus und schließt die Augen.

„Leb wohl, kleine Monika, daheim in Deutschland. Du
wärsst jetzt doch keine Frau mehr für mich!“ Das ist sein
lehter Gedanke.

Plötzlich — er muß schon eine ganze Weile geschlafen
haben —, da weckt ihn ein Schrei auf, der ihn wie lodendes

Blei überläuft — Er springt auf, schürt das Feuer und starrt horchend in die pechschwarze Nacht hinein.

Alles ist totenstill. Aber den Schrei — den kennt er — der gelst ihm noch in den Ohren. Das ist der Todeschrei eines Pferdes. Und er weiß es.

Der Panther hat sein Pferd geschlagen — Und mit unaussprechlichem Grauen steht er so, vorgebeugten Leibes, die Flinte im Arm —

Er weiß es: jetzt erst ist er allein.

Allein mit dem Tod im Brutto Certao.

Verlorenes deutsches Blut auf fremder Erde —

*

Fünf Tage später fanden ihn Goldwäscher im Busch. Sie kamen von Cuyaba zurück, wohin sie von ihren Genossen geschickt worden waren, um Reis zu holen und Bohnen, Trockenfleisch und Schnaps.

Die also fanden ihn. Quassi, der Halbindianer, wollte ihn liegen lassen. Man würde ihm nur morgen ein Grab zu schaufeln haben. Aber José, der kleine, dicke Portugiese, wollte es nicht. Er hatte noch einen Rest Frömmigkeit in sich und fürchtete sich der Sünde, einen lebendigen Menschen im Busch verschmachten zu lassen. Da nahmen sie ihn mit. Als sie ihn ins Lager brachten, schüttelte der Capitao den Kopf.

„Der macht's nicht mehr lang, Sennores!“

Wie sie noch so um den Bewußtlosen standen, kam die Ramona dazu. Ramona war die Tochter des Capitao, die einzige Frau im Lager. Sie verstand sich auf allerlei Krankheiten, die im Kamp vorkommen. Sie hatte einen Kasten mit Verbandzeug, mit Choleratropfen und Chinin. Sie beugte sich über den Fremden und betrachtete ihn aufmerksam.

„Er hat das Fieber —“ sagte sie. „Bringt ihn in unsern Rancho. Vielleicht haut er es noch durch.“

Da trugen sie ihn in den Rancho des Capitao und legten ihn auf eine Holzpritsche, auf der Heu lag. Weiter kümmerten sie sich nicht um ihn. Sie lieferten ihre Waren ab, rechneten dem Capitao die Ausgaben vor und begaben sich darnach in ihren Rancho, um sich auszuruhen. Der Koch bemächtigte sich der Vorräte, die andern gingen wieder an ihre Arbeit, die durch das erregende Ereignis unterbrochen worden war.

Das erste, was Ramona tat, war, daß sie dem Kranken das Wams öffnete und nachsah, ob er Gold bei sich trage. Sie fand das kleine Beutelschen, nahm es und verschloß es in ihre Tade. Dann flößte sie ihm Wasser ein und rieb seine Schläfen mit Branntwein. Er kam zu sich, erschauernd in Schüttelfrost. Sie deckte ihn mit warmen Decken zu und gab ihm Chinin. Dann setzte sie sich auf die Bank bei der Tür und nahm eine Näharbeit zur Hand. Aufmerksam beobachtete sie das Steigen und Fallen des Fiebers. Sie kannte das. Sie wußte, was dabei zu tun war. Von Zeit zu Zeit flößte sie ihm ein wenig kalten, brasilianischen Tee ein. Gegen Abend würde der Anfall wohl verbraut sein.

Ruhig saß sie und bewachte den Kranken. Kein liebliches Mädchen, trotz ihrer zwanzig Jahre, kein lockendes Frauenbild. Das Leben im Kamp verbrennt gar bald die Schönheit der Blondes. Aber die Augen — hell, wach, entschlossen — die gleichen wohl den Augen der Götterfrauen, die auf der Wagenburg standen und mit den Männern kämpften —

Der Fiebernde warf sich unruhig hin und her. Er sprach mit seiner Mutter in Deutschland. Er hörte im Traum deutsche Quellen murmeln und sang deutsche Lieder. Gegen Abend erit sank das Fieber. Gegen Abend erwachte der Buschläufer und sah sich verwirrt um. Sein erster Griff war nach dem Goldsäckchen auf seiner Brust. Als er es nicht fand, ballte sich seine Hand, Zorn kochte in ihm hoch.

Ramona sagte gelassen: „Sei ruhig. Ich habe dein Gold verwahrt. Hier darf keiner mehr Gold haben als der andere. Sie schlägen ihn sonst tot.“

„Wo habt ihr mich hingeschleppt?“

„Sie haben dich gefunden im Busch. Das war dein Glück. Morgen wärst du tot gewesen. Wie bist du allein in den Kamp gekommen?“

„Die Onca hat mein Pferd geschlagen.“

„Warum bist du ohne Begleiter gegangen?“

„Weil ich eben allein sein wollte.“

„Wahnsinn. Es hätte dich das Leben kosten können.“

„Es wäre mir gleich gewesen.“

„Aber deine Mutter — dabei in Deutschland?“

Er sah sie betroffen an. „Woher weißt du, daß ich eine Mutter in Deutschland habe?“

„Du hast mit ihr gesprochen — vorhin — im Fieber.“

„Du verstehst also Deutsch?“

„Freilich. Meine Eltern sind Deutsche. Die Mutter war eine Schwäbin. Sie ist tot. Der Vater stammt von der Wasserfante.“

„Wie heißt du?“

„Ramona.“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ramona — Moni — Monika — ein Mädchen im Kamp — das Deutsch spricht — ist das ein Traum — hab ich noch Fieber?“

„Nein, es ist vorbei. Es wird wohl wieder kommen — heute Nacht — oder Morgen — oder in fünf Tagen — ich weiß nicht. Aber jetzt hast du keines, Bert.“

„Meinen Namen weißt du auch? Mein Gott, wie lange hat mich niemand mehr Bert genannt!“

„Erzähl mir von Deutschland“, bat Ramona.

Er warf sich zurück und schloß die Augen.

„Nein. Wozu? Deutschland ist weit. Es macht einen bloß elend, daran zu denken.“

„Du hast wohl das Heimweh?“ fragte Ramona. Er lachte auf.

„Dummes Zeug! Das ist was für Weiber und Kinder.“

Sie schwiegen. — Ramona drehte sich eine Zigarette, zündete sie an und starrte den blauen Rauchringen nach.

Es wurde rasch dunkel. Ramona machte kein Licht in der Hütte, um die Mosquitos nicht anzulocken. Aber draußen auf dem Hügel zwischen den Ranchos brannte ein hohes Feuer. Die Goldwäscher lagerten sich darum, aßen, rauchten, spielten und schwasteten. Es waren etwa zwanzig Männer, die der Capitao angestellt hatte. Der Waschplatz gehörte dem Capitao. Er hatte ihn entdeckt, ihm gehörten zwei Drittel des gewonnenen Goldes und alle Edelsteine, die gefunden wurden. Das letzte Drittel wurde unter die Arbeiter verteilt, das war ihr Lohn. Jeder Mann, ob er Jäger, Arbeiter oder Koch war, ob er zur Wache oder zum Train gehörte, erhielt seinen Lohn. Alle fünf bis sieben Tage wog der Capitao den gewonnenen Goldstaub auf der Goldwaage und verteilte ihn. Außerdem führte er noch über jeden Goldbeutel Buch. Diese Säckchen nämlich mußten alle gleichviel enthalten, und hingen neben jeder Hängematte, bei den Waffen. Niemand durfte ohne Erlaubnis des Capitao Waffen tragen. Er selbst aber — trug eine große Pistole im Gürtel. König war er — und Richter. Sein Regiment war hart, aber gerecht. Weder Streit duldete er, noch Unredlichkeit. Das Spiel um Gold war verboten. Sie spielten um Streichhölzer, Tabak oder Nähadeln.

Ein Stück deutscher Ordnung, deutscher Organisation mitten im brasilianischen Kamp.

Die drei Botengänger, Quassi, der Halbindianer — José, der Portugiese, Alvarez, der Spanier, hatten ihren großen Tag. Sie waren in der Welt gewesen, hatten Neuigkeiten erfahren und Zeitungen mitgebracht. Sie hatten das Lustschiff gesehen, den großen silbernen Fisch, den die Deutschen gebaut hatten, diese Teufel — von Deutschen.

Die Zeitungen waren uralt. Diese Männer lebten im Vergangenen und im Kommenden. Denn einmal — daran glaubten sie felsenfest — einmal würden sie alle reich sein. Würden einen Palast in San Paulo haben oder in Rio. Und würden alles besitzen, was ihnen jetzt fehlte. Vor allem — Weiber.

Die Blicke flogen zum Rancho des Capitao hinüber. Kam Ramona heute nicht heraus?

Den Quassi ärgerte es, daß Ramona da drinnen allein bei dem Kerl saß. Dafür hatten sie ihm doch nicht das Leben gerettet. Er verlangte, daß der Bursch herauskomme und erzähle. Sie wollten sein Geheimnis wissen. Natürlich hatte er ein Geheimnis. Warum wäre er sonst allein in den Kamp hinausgegangen!

Der Capitao widersprach nicht. Es gab genug Dinge, die er nicht gestatten durfte. Dies war harmlos.

Da ging der Quassi hinein und sagte, daß der Fremde hinauskommen und erzählen solle. Sie hörten Rede und Widerrede. Schließlich aber brachte er den Kerl doch mit. Auch Ramona kam und setzte sich neben den Vater.

Die Goldwäscher machten dem Deutschen Platz und der dem Tod entronnene schaute sich im Kreise um. Der Schein der Flammen zuckte über diese Gestalten. Geheiterter waren es und Verzweifelter. Solche, die nichts mehr zu verlieren hatten — solche, denen ihr Gewissen zu schwer war und die in die Vergessenheit des Brutto Certao untergetaucht waren.

Der Capitao war um einen Kopf größer als alle. Er war einer von der langen, nordischen Rasse. Sein Gesicht war verwüstet, wettergegerbt, tropenbraun. Aber in dem herrischen Friesenkopf standen die hellen, schmalen Wifingeraugen seines Stammes.

Ramona hatte sich ein rotes Tuch umgetan. Sie glich einer brennenden Blume. Er saß so, daß er ihr seitlich gerichtetes Antlitz sehen konnte. Aber nicht einmal sah sie zu ihm herüber. Die Männer gaben ihm Branntwein mit Wasser vermisch.

„Erzähle, Deutscher. Erzähle uns alles. Warum bist du allein in den Kamp gegangen? Wo ist dein Campanetiro?“

Rieg er etwa irgendwo im Busch erschlagen? Wir verraten nichts. Aber wir wollen wissen, was du für einer bist.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich hab' keinen mitgenommen und keinen umgebracht. Ich war auf dem Wege nach Cuyaba. Da schlug die Onca mein Pferd. Das ist alles.“